



Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.

Karlheinz A. Geißler

Die Zeiten ändern sich

Vom Umgang mit der Zeit
in unterschiedlichen Epochen

München 2001

Prof. Dr. rer. pol. Karlheinz A. Geißler, geb. 1944 in Deuerling/Oberpfalz: Studium der Philosophie, der Ökonomie und der Pädagogik in München. Nach kurzer Zeit als Lehrer an berufsbildenden Schulen, Forschungs- und Lehrtätigkeiten an Universität in Karlsruhe, Augsburg, München, seit 1975 Universitätsprofessor für Wirtschaftspädagogik an der Universität der Bundeswehr in München.

Gastprofessuren an verschiedenen Universitäten, u.a. in Linz/Österreich, Bremen, Innsbruck, Klagenfurt.

Forschungsschwerpunkte z.Zt.: Zeitmuster der Moderne, Zeit und Ökologie, Modernisierung beruflicher Bildung, Zeit und Kultur.

- Mitglied des wissenschaftlichen Beirates der EXPO 2000
- Beiratsmitglied der interdisziplinären Zeitschrift „Universitas“
- Herausgeber mehrerer Buchreihen

Gliederung	Seite
Die Zeiten ändern sich	3
Vom Umgang mit der Zeit in unterschiedlichen Epochen	
I. Zeit, Zeit, Zeit	3
II. Was ist Zeit	3
III. Die historische Entwicklung unseres Verhältnisses zur Zeit	5
1. Das vormoderne Zeiterleben	5
2. Das moderne Zeiterleben	7
3. Das postmoderne zeiterleben	11

Mit freundlicher Genehmigung abgedruckt aus der Zeitschrift aus „Politik und Zeitgeschichte“ B31199, Beilage zur Wochenzeitung "Das Parlament".

Interview mit Prof. Dr. Kariheinz A. Geißler geführt von Stefan Tolksdorf

"Nicht wir haben die Zeit, die Zeit hat uns"

15

Zur Veränderung unseres Zeit-Bewusstseins an der Jahrtausendschwelle

Mit freundlicher Genehmigung abgedruckt aus der Saarbrücker Zeitung vom 9. und 10. März 2000

(erschien in dvb-forum 2/2000 „Zeit – Zeiteinteilung – Zeitgeist“, Seite 5ff und Seite 47ff)



Herausgeber der Reihe dvb-script:
dvb • Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.
© Schwerte • Düsseldorf • 2010

Karlheinz A. Geißler

Die Zeiten ändern sich

Vom Umgang mit der Zeit in unterschiedlichen Epochen

I. Zeit, Zeit, Zeit

„Hören Sie endlich auf, mich mit Ihrer verdammten Zeit verrückt zu machen? Es ist unerhört!“ schreit Pozzo wütend in Becketts „Warten auf Godot“. Dies geht uns inzwischen allen so. Fast alle beklagen sich über die Hetze, und fast alle produzieren diese. „Ach, Du liebe Zeit“: Es ist immer mehr, was wir in der gleichen Zeit erreichen, und es ist auch immer mehr, so erleben wir es, was wir in der gleichen Zeit *nicht* erreichen. Vor lauter Eile kommen wir täglich zu spät. Haben wir durch die Eile Zeit gewonnen, oder haben wir sie verloren? Sollen wir die Zeit suchen, oder soll die Zeit besser uns suchen? Glauben wir, die Zeit im Griff zu haben, so spüren wir doch sogleich, dass es die Zeit ist, die uns im Griff hat. Und die Folge: Ohne Anfang, ohne Ende reden und schreiben wir über „Zeit“. Dieser Text ist ein Beleg dafür.

Es ist der besondere Charakter des ausgehenden 20. Jahrhunderts, dass die Fragen der Zeit immer dringlicher und immer drängender werden. „Sein und Zeit“ ist zum Alltagssthema geworden. Wir reden und schreiben so viel über Zeit wie niemals zuvor, und doch verstärkt sich der Eindruck: „Eigentlich bin ich ganz anders, nur komm ich so selten dazu“ (Ö. v. Horvath). Das führt zur allorts hörbaren Klage: „Alles hat seine Zeit – nur ich hab keine“.

Verständlich, denn das Reden über die Zeit braucht Zeit. Es erlöst uns eben nicht vom Zeitdruck. Es ist nicht der erhoffte Weg, mit dem wir durch den Hintereingang ins zeitlose Paradies zurückkehren können. Welche Mittel man auch immer nutzt, alles Denken, alles Schreiben, alles Reden über „Zeit“ ist Heimweh nach jener Zeit, in der man sich nicht mit der Zeit beschäftigen musste. Es ist die Sehnsucht nach dem Ursprung und der Wunsch, zu ihm zurückkehren zu können. Wenn wir die Zeit erforschen, wollen wir uns selbst erforschen, um uns endlich einmal selbst zu begegnen. Denn „an vielen ist das Leben schon vorübergegangen, während sie noch die Ausrüstung für das Leben zusammensuchten“, bemerkte Seneca, ohne eine Ahnung davon zu haben, was an Beschleunigung noch so alles auf die Menschheit zukommen sollte.

II. Was ist Zeit?

Was ist „Zeit“? Die Philosophie hat sich seit ihrer Existenz mit dieser Frage beschäftigt, und sie tut es heute mehr denn je. Die „Zeit“ ist – und sie bleibt wohl auch - ein höchst verwickeltes Rätsel. Im Zauberberg stellt sich Thomas Mann eben diese Frage: „Was ist die Zeit?“ Seine Antwort: „Ein Geheimnis – wesenlos und allmächtig.“

Die „Zeit“ lässt sich nicht auf etwas anderes zurückführen, es gibt nichts „hinter“ ihr. Und so werden wir, nachdem Augustinus bereits 1400 Jahre zuvor zu dem gleichen Ergebnis kam, mit der Auskunft Adalbert Stifters zufrieden sein müssen: *„Kein Sterblicher hat noch ausgesagt, was die Zeit ist, und kein Sterblicher weiß, was die Zeit ist“*. Verzichteten wir also auf die Frage, nach dem, was die „Zeit“ ist, auf eine Antwort. Manche Probleme soll man – so Wittgenstein – nicht lösen, man sollte viel eher von ihnen geheilt werden. Versuchen wir stattdessen herauszufinden, was wir mit dem, was wir „Zeit“ nennen, machen: Mit „Zeit“ füllen wir die Leere, vor der uns graut. Wir konstruieren Gewissheiten und Ordnungen im Hinblick auf das Vergängliche. Es ist nicht die „Zeit“, die wir messen, nein, wir messen Veränderungen, Dynamiken, Prozesse und nennen dies „Zeit“. Die Uhr misst demnach nicht die „Zeit“, vielmehr ist es der Lauf der Zeiger, den wir als „Zeit“ bezeichnen und mit besonderen Maßstäben etikettieren (Stunde, Minute, Sekunde). Dieser Sachverhalt verleitete Einstein dazu, die „Zeit“ als eine „hartnäckige Illusion“ zu kennzeichnen.

Unser Zeitbewusstsein entwickelt sich in enger Verbindung mit Entwicklungsprozessen in der Umwelt. Dort, wo sich nichts verändert, herrscht die Zeitlosigkeit. Wir sprechen im Alltag davon, dass „die Zeit stehen geblieben ist“. „Zeit“ ist kein Gegenstand, sie ist ein Orientierungsmittel, um Sicherheit in der sich wandelnden Welt zu schaffen. Alle jene, die mit „Zeit“ und durch „Zeit“ Ordnung schaffen (zum Beispiel, indem sie Zeiteinteilungen verbindlich festlegen), erzeugen zeitliche Gegebenheiten mit teilweise dramatischen Auswirkungen auf die Individuen, die Gemeinschaften und die Gesellschaft. Daher ist die „Zeit“ ein menschengemachtes Netz, in dem man Spinne und Fliege zugleich ist. Indem wir die „Zeit“ kontrollieren, kontrollieren wir uns selbst. Wir produzieren, so gesehen, jene „Zeit“, die auf uns wirkt.

Es sind nicht alle Zeiten gleich. Wir kennen die Schnelligkeit, die Langsamkeit, die Aktivität, das Ruhen, die Veränderung, die Stabilität. Die Dinge, die Prozesse, die Systeme haben ihre je eigenen Zeiten. Eine Barocktreppe hat – oder besser: assoziiert – eine andere Zeit als eine Rolltreppe. Wir reden, wenn wir schnell gehen, miteinander anders und über etwas anderes, als wenn wir schlendern. Jede Straße, jeder Stadtbezirk, jede Gesellschaft hat ihre eigene zeitliche Bewegungsanweisung, ihren je typischen temporalen Aufforderungscharakter – und wir reagieren darauf. Die Gerade zum Beispiel beschleunigt, der krumme Weg verlangsamt den Schritt. Das Rationale dient in den meisten Fällen der Beschleunigung, der Zeitkontrolle und der Zeitverdichtung. Das Phantastische, das Irrationale, das Gefühlvolle, das Soziale hingegen tendiert zu Verzögerungen, zu Abschweifungen, zu Umwegen. Wir brauchen beides: Schnelligkeit und Langsamkeit. Ein schönes Beispiel dafür liefert uns Charles Dickens. Er schildert präzise Verhaltensweisen zum Einfangen verlorengegangener Kopfbedeckungen:

„Es gehört keine geringe Kaltblütigkeit und ein besonderer Grad von Beurteilungskraft dazu, einen fortrollenden Hut wieder einzufangen. Man darf nicht zu sehr eilen, sonst stürmt man über ihn hinaus, man darf nicht zu langsam sein, sonst verliert man ihn. Die beste Art ihn einzufangen ist, möglichst in gleicher Linie mit dem verfolgten Gegenstand zu bleiben, behutsam und vorsichtig zu sein, die Gelegenheit hübsch abzuwarten, ihm allmählich vorzukommen, dann plötzlich die Hand auszustrecken, ihn bei der Krempe zu ergreifen und fest auf den Kopf zu drücken. Dabei empfiehlt es sich, fortwährend zu lächeln, als hielte man alles für einen ebenso guten Spaß wie jeder andere“.

Die Moral von der Geschichte: Behütet ist man im Leben nur dann, wenn man sowohl langsam als auch schnell sein kann. Die Schnelligkeit braucht Langsamkeit, wenn sie sinnvoll und erfolgreich sein soll – und ebenso braucht produktive Langsamkeit auch die Möglichkeit zur Schnelligkeit. Die eine zeitliche Lebensform muss in der anderen in fruchtbarerem Sinne aufgehoben sein. Das anzustrebende Ideal ist – mit einem Wort von Karl Rahner – die „versöhnte Verschiedenheit“ unterschiedlicher Zeitformen. Nur so können auch wir versöhnt leben. Wir brauchen Beschleunigung *und* Stillstand, wir brauchen Kurzfristigkeit *und* Langfristigkeit, wir brauchen Mobilität *und* Sesshaftigkeit.

Norbert Elias, der sehr viel über Zeit und Gesellschaft nachgedacht hat, erzählt die Geschichte einer Gruppe von Menschen, die in einem unbekanntem, sehr hohen Gebäude immer höher stiegen. Die ersten Generationen drangen bis zum fünften Stock vor, die zweiten bis zum siebenten, die dritten bis zum zehnten. Im Laufe der Zeit gelangten die Nachkommen bis in das hundertste Stockwerk. Dann brach das Treppenhaus ein. Die Menschen richteten sich in diesem hundertsten Stockwerk ein. Sie vergaßen im Laufe der Zeit, dass ihre Ahnen je auf unteren Stockwerken gelebt hatten und wie sie auf das hundertste Stockwerk heraufgelangt waren. Sie sahen die Welt und sich selbst aus der Perspektive dieser Höhe ohne zu wissen, wie Menschen dahin gelangt waren. Ja sie hielten sogar die Vorstellungen die sie sich aus der Perspektive ihres Stockwerks machten, für allgemein menschliche Vorstellungen. So geht's uns mit dem, was wir „Zeit“ nennen. Es waren und es sind eben nicht alle Zeiten gleich.

Heute nun, in diesen modernen Zeiten, kann man sich vom Dach eines so großen Gebäudes mit dem Hubschrauber abholen lassen und damit den Blick von außen auf den Wolkenkratzer und seine Stockwerke richten. Dies will ich tun. Wir können, bei grober Betrachtung, drei große Bauabschnitte unterscheiden: die Vormoderne, die Moderne und die Postmoderne. Diese dreifache phasische Gliederung bietet sich für den Versuch an, die historische Entwicklung unseres individuellen und gesellschaftlichen Verhältnisses zur „Zeit“ systematisch darzustellen.

III. Die historische Entwicklung unseres Verhältnisses zur Zeit

1. Das vormoderne Zeiterleben

Die erste Epoche – sie wird von mir als *Vormoderne* bezeichnet – ist durch eine enge Verbindung des gesamten Lebens – speziell auch der Arbeit – mit den Dynamiken der Natur gekennzeichnet. Natürliche Zyklen bestimmen den Lebensrhythmus, insbesondere waren das der Wechsel der Gestirne, Ebbe und Flut, Regen- und Trockenzeiten, die Jahreszeiten, Tag und Nacht. An ihnen wurden soziale, kulturelle und individuelle Ereignisse festgemacht. Man lebte in der Natur und mit der Natur, ging mit den Hühnern schlafen und stand beim ersten Hahnenschrei wieder auf. Abstrakte Maße, wie zum Beispiel Jahreszahlen, waren ungebräuchlich. Noch bis ins 17. Jahrhundert, dies lässt sich aus Chroniken ersehen, konnten die wenigsten Menschen jenes Jahr beziffern, in dem sie geboren waren.

Das soziale Leben begann mit dem Aufgang der Sonne, und es endete meist bei Sonnenuntergang. Homer beispielsweise bestimmte den Verlauf der Zeit nach Morgenrö-

ten. Das Sonnenzeitmaß bestimmte die Grundgeschwindigkeit der Natur und die des sozialen Lebens. Im Sommer reduzierten die Bauern in Mitteleuropa die Nachtruhe auf die wenigen Stunden der Dunkelheit, Im Winter hingegen waren so lange Schlafenszeiten üblich, dass man auf die Idee kommen konnte, der Mensch hätte alle Anlagen für einen ausgiebigen Winterschlaf.

Die von Menschen geschaffenen Signale und Geräte, mit deren Hilfe man Zeitpunkte und Zeitstrecken festlegte, wurden nicht, wie heute, an einem abstrakten Maß „Uhrzeit“, sondern an der Länge des lichten Tages festgemacht. Die dunklen Stunden wurden nicht gezählt. Die Uhren waren Sonnenuhren. Die bewusste Lebensbewältigung durch die nur selten romantische Auseinandersetzung mit der Natur bestimmte das Zeiterleben und die Zeitwahrnehmung.

An solch konkrete Anschauungen waren auch jene Zeitstrecken geknüpft, die über die Wiederkehr der Jahreszeiten hinausgingen. Nicht das Jahrhundert oder etwa die Legislaturperiode, die für unser heutiges gesellschaftliches Leben so einflussreich sind, waren die bestimmenden Maße, es war die „Generation“. Das Zählen nach Generationen stellte einen zur Orientierung ausreichenden und konkreten und langfristigen Zusammenhang der Ereignisse her. Über den familiären Rahmen hinaus wurde Zeit nach den Regentschaftszeiten von Monarchen eingeteilt. Man kennt dies ja aus der Weihnachtsbotschaft in Lukas 2: „Es begab sich aber, in jenen Tagen erging ein Erlass des Kaisers Augustus, den ganzen Erdkreis aufzeichnen zu lassen. Diese Aufzeichnung war die erste und geschah, als Quirinius Landpfleger in Syrien war“.

Zeit war in der Vormoderne nicht die Summe von Tagen, Stunden, Minuten und Sekunden. Zeit war der Zusammenhang von Erlebnissen und Erfahrungen. Es war beispielsweise nicht sechs Uhr, sondern Sonnenaufgang. Die Zeitordnung war eigener Disposition entzogen. Sie war von der Natur vorgegeben und auch von kirchlichen Regeln, die der demütigen, unkritischen und gehorsamen Unterordnung des eigenen Willens unter die göttliche Größe dienten. Zeitorientierung wurde in solchen Ordnungen gefunden. Die Gänse wurden an Kirchweih verspeist, und der Henker tauchte Agnes Bernauer „fünf Vaterunser lang“ unter. Man ging am Sonntagmorgen in die Kirche – heute hört man sich zur gleichen Stunde gerne Zeitvorträge an. Die Kirche strukturierte die Zeit, die säkularisierten Predigten, die als Zeitvorträge daherkommen, problematisieren die Zeit. Die kosmischen, natürlichen und die sozialen Prozesse gaben in der Vormoderne nicht, wie wir uns das heute vorstellen, die Zeit an, sie waren die Zeit, und sie legten fest, um welche Art Zeit es sich jeweils handelte. Zukunftsperspektiven entwickelten sich bei einem solchen Zeiterleben und Zeitverständnis nur in sehr begrenzten Maße. Man ging davon aus, dass alles so weitergehen würde wie bisher – die Formulierung aus der Thorner Zunfturkunde von 1523, die den Fortschritt verbietet, ist kennzeichnend für jene Zeit: *„Kein Handwerksmann soll etwas Neues erdenken oder erfinden oder gebrauchen, sondern jeder soll aus bürgerlicher und brüderlicher Liebe seinem Nächsten folgen und sein Handwerk ohne des nächsten Schaden treiben.“*

Die Zeit war kein Besitz des Menschen, sie gehörte Gott, der allen Lebewesen ihre Zeiten gab. „Meine Zeit liegt in deinen Händen“ sang man und lebt es auch. Sündig wurden jene, die mit der Zeit handelten und aus ihr Profit zogen. Darum galt im Mittelalter der Wucher, das Geldverleihen auf Zins, als ganz besonders verwerfliche Sünde. In einem Handbuch für Beichtväter lässt sich das nachlesen: *„Der Wucherer leiht dem*

Schuldner nicht, was ihm gehört, sondern nur die Zeit, die Gott gehört. Er darf also keinen Gewinn aus dem Verleih fremden Eigentums machen. Die Wucherer sind Diebe, denn sie handeln mit der Zeit, die ihnen nicht gehört; und mit dem Eigentum eines anderen gegen den Willen des Besitzers zu handeln, ist Diebstahl. Und da sie außerdem mit nichts anderem als mit erwartendem Geld, das bedeutet Zeit, handeln, treiben sie mit Tagen und Nächten Handel. Der Tag aber ist die Zeit der Helligkeit und die Nacht der friedvollen Ruhe. Also handeln sie mit Licht und friedvoller Ruhe. So wäre es nicht gerecht, wenn sie das ewige Licht und den ewigen Frieden erlangten.“

Bei solchem Blick auf das Vergangene darf man sich jedoch nicht zu idyllischer Verklärung verführen lassen. Die Naturnähe war damals auch zwangsläufig mit all jenen Dramatiken verbunden, in die eine nicht beherrschbare Natur die Menschen mit einbezog. Hungersnöten, Überschwemmungen, Trockenheiten war man ausgeliefert, und nicht wenige Männer, Frauen und Kinder fielen den Naturgewalten zum Opfer. Wenn – so Otto Neurath, ein Wiener Philosoph – früher ein Sumpf und ein Mensch zusammen stießen, starb der Mensch, heute stirbt der Sumpf. Das ist zweifellos ein Fortschritt, aber eben kein ungetrübter.

Die Lebenden waren damals in guten wie in schlechten Zeiten eins mit der Natur. Sie lieferte die orientierenden Maßstäbe des Handelns und strukturierte die Wahrnehmung dessen, was sich veränderte. Die Rhythmen der Natur verorteten in Raum, Zeit und Gesellschaft. Sie waren die stabilisierenden Ordnungsprinzipien der Lebensführung, in die man sich demütig eingebettet sah. Insofern ist ein solches Zeitverständnis „begrenzt“. „Begrenzt“ ist auch die Lebensform, die ihm entspricht; eine Weisheit aus der Oberpfalz kündigt davon: „Die Welt is' groß, und hinter Straubing soll's noch weitergeh'n“. Von Globalisierung keine Spur. „Zeit“ war zu dieser Zeit kein Thema. Man redete nicht über sie.

2. Das moderne Zeiterleben

Alles dies ändert sich am Ausgang des Mittelalters, beim Übergang zu jener Epoche, die wir die „Renaissance“ nennen. Die Menschen begannen in einigen europäischen Städten, besonders in den italienischen und den nordfranzösischen, „einen eigenartigen und bislang ungehörten Wunsch zu verspüren. Sie wollten wissen, wie spät es ist“ (Adolf Holl). Damit wurde Zeit als Thema entdeckt. 1358 wurde in Regensburg die erste deutsche Schlaguhr am Rathaus angebracht, andere Städte wie Nürnberg und Augsburg folgten. Die Stadtbewohner konnten von da an in pünktliche und unpünktliche Einwohner eingeteilt werden. Es ließen sich Termine machen, was fünfhundert Jahre später zum allseits beliebten Volkssport wird.

Die Zeit wurde wertvoll. Turmuhren dienten zur Orientierung bei der Arbeit und beim Geschäft. Die Kaufleute entwickelten sich zu Kalkulatoren und zu Buchhaltern der Zeit. Durch das Aufkommen der verschiedenen Kreditformen, besonders des Wechsels, waren diese zunehmend gezwungen, genau mit der Zeit zu rechnen. Das theologische Verbot, die Zeit durch Zinseinnahmen zu „verkaufen“, wurde aufgehoben. Nicht länger mehr war Zeit ein Gottesgeschenk, sie wurde vielmehr eine knappe Ressource, mit der kalkulatorisch umgegangen werden konnte. Und konsequent wurde zu dieser Zeit auch die Stunde mit ihrer Unterteilung in sechzig Minuten erfunden.

Das alles vollzog sich langsam, dauerte Jahrhunderte und hatte seinen Schwerpunkt in den wachsenden Städten. Die Verfügungsgewalt über die ordnungspolitisch höchst wichtigen Kommunikationsmittel „Uhr“ und „Glocken“ war im 16. Jahrhundert zwischen Stadtverwaltung und Kirche heftig umstritten. Nicht überall wurde der Konflikt so eindeutig entschieden wie in Venedig. Dort verbot der Doge, eine Uhr an der Markuskirche anzubringen. Diesem Beschluss haben wir den schönsten städtischen Uhrturm der Welt, gleich neben der Markuskirche, zu verdanken.

In Frankfurt am Main, wie in vielen anderen mitteleuropäischen Städten und Gemeinden, wurden Kompromisse, zum Beispiel Mietpachtverhältnisse für Kirchtürme, geschlossen. Im Turm des Frankfurter Doms beispielsweise hingen zu Beginn der neuen Zeit zehn Stadt- und Kirchenglocken, deren Funktion durch eine bis ins kleinste Detail ausgefeilte Läuteordnung geregelt wurde. Die Werkglocke regelt den Arbeitstag, die Wein- bzw. Bierglocke die Ausschankzeiten, die Feuerglocke ermahnte die Bevölkerung zur Verwahrung der Herdfeuer, die Ratsglocke rief zu Ratsversammlungen, die Marktglocke regelte Beginn und Ende des lokalen Handels, und die Zinglocke mahnte säumige Zahler.

Ab dem 17. Jahrhundert „läuft“ die Zeit schneller. Ein völlig neues Gefühl entwickelt sich, es ist das Gefühl, dass einem die Zeit davonläuft. Dies alles geschieht mit massivem Rückenwind dessen, was Max Weber als „protestantische Ethik“ beschrieb. Die Protestanten mussten kalkulatorisch und sparsam mit Zeit umgehen, denn das ewige Leben, die Zeitlosigkeit, ist über Arbeit und Verzicht zu erlangen, während die Katholiken eine Erlösung durch die Befolgung der Sakramente, eine völlig andere Art von Arbeit, die nicht auf materiellen Wohlstand zielt, zu erreichen versuchten.

Trotzdem stand das vormoderne Zeitverständnis über lange Zeit in Konkurrenz zu jener Zeitauffassung, die wir moderne Zeit nennen. Bereits vor langer Zeit wurde der ungleiche Kampf entschieden. Wer sich heute in seinem Alltag nach der Natur und dem gestirnten Himmel richtet, der gilt als Sonderling, häufig als Aussteiger. Aber es gibt auch noch in unseren Lebensbereichen deutliche Anzeichen für einen gelebten Bezug zu den irdischen und auch den überirdischen Perioden und Rhythmen. In dem in Bayern noch mancherorts üblichen Begriff „Tagwerks“ als eines Maßes für die bäuerliche Arbeitsleistung und als Maßstab der zu bearbeitenden Fläche gleichermaßen ist dieser ebenso enthalten wie in den abnehmenden ländlichen Bräuchen und Festen. Im englischen Ausdruck „journey“ für die Reise wird jene Wegstrecke benannt, die man an einem Tag zurücklegen kann. Eine kurze Zeiteinheit nennen wir in unserem Sprachgebrauch immer noch einen „Augen-Blick“. In allen diesen Begriffen drückt sich – heute nur noch bei sehr genauem Hinsehen – der qualitative Charakter der Beziehung zur Natur und zu den Perioden und Rhythmen dieser Natur aus. Es hat sich viel geändert – aber nicht alles.

Hat man in der Vormoderne Zeitpunkte nach auffälligen Ereignissen markiert – „Das war damals, als sich die Oma das Bein gebrochen hatte“, „als der Josef von der Kuh getreten wurde“ –, so sind es heute zwar andere Ereignisse, die wir für solche Zwecke nutzen, aber es sind immer noch Ereignisse, an denen man sich zeitlich festhält. So hört man im Alltag immer noch Formulierungen wie: „Ach, das war doch, als wir noch unseren ersten Mercedes hatten“, oder fragend: „Hatten wir damals eigentlich schon unseren Computer“? Sind es also auch heute noch häufig Ereignisse, in denen wir uns

zeitlich lokalisieren, so ist doch auffällig, dass es immer seltener Ereignisse sind, die auf Personen oder auf das natürliche Leben hinweisen.

Aber nicht nur die Sprache transportiert heute noch Reste des zyklischen Zeitverständnisses. Einzelne Arbeits- und Lebensbereiche sind in unserer Gesellschaft immer noch so organisiert, dass innere und äußere Natur und deren Veränderungen den Umgang in und mit der Zeit bestimmen. Dies ist, trotz aller Technisierung, der bäuerliche Arbeitsbereich sowie der Lebensbereich „Haushalt und Familie“. Dort ist die Gleichung „Zeit ist Geld“ nur teilweise gültig. Aber auch das Industriesystem kann noch nicht ganz als von Naturzyklen losgelöst gelten. Die Angestellten der Bundesanstalt für Arbeit etwa investieren sehr viel Energie, um die Jahreszeiten und deren Einflüsse auf die Arbeitslosenzahlen wieder heraus zurechnen. „Saisonbereinigt“ sieht eben alles anders aus. Die Veränderung der Lebensauffassung von der Vormoderne zur Moderne lässt sich pauschalierend mit dem Etikett versehen: „Vom heiligen Geist zum eiligen Geist“. Oder ernsthafter: Von der lebensorientierten Arbeitszeit zur arbeitsorientierten Lebenszeit. Und dies geschah mit kirchlicher, speziell mit pietistisch-protestantischer Rückendeckung. Max Weber hat die Wurzeln des Kapitalismus, dem ja die arbeitsorientierte Beschleunigungsdrift wie ein Wasserzeichen eingeprägt ist, aus dem Geist der protestantischen Askese entwickelt. Ich habe nirgends eine treffendere Schilderung dieser arbeitsorientierten Zeitauffassung gefunden als bei Paul Scheerbar. 1902 veröffentlichte dieser folgende mit dem Doppeltitel „*Die gebratene Ameise, Arbeitsspaß*“ versehene kleine Geschichte:

„Bei den fleißigen Ameisen herrscht eine sonderbare Sitte: Die Ameise, die in acht Tagen am meisten gearbeitet hat, wird am neunten Tag feierlich gebraten und von den Ameisen ihres Stammes gemeinschaftlich verspeist. Die Ameisen glauben, dass durch dieses Gericht der Arbeitsgeist der Fleißigsten auf die Essenden übergehe. Und es ist für eine Ameise eine ganz außerordentliche Ehre, feierlich am neunten Tag gebraten und verspeist zu werden. Aber trotzdem ist es einmal vorgekommen, dass eine der fleißigsten Ameisen kurz vorm Gebraten werden noch folgende kleine Rede hielt: ‚Meine lieben Brüder und Schwestern! Es ist mir ja ungemein angenehm, dass Ihr mich so ehren wollt! Ich muss Euch aber gestehen, dass es mir noch angenehmer sein würde, wenn ich nicht die fleißigste gewesen wäre. Man lebt doch nicht bloß, um sich tot zu schufteln! Wozu denn?‘ schrien die Ameisen ihres Stammes – und sie schmissen die große Rednerin schnell in die Bratpfanne – sonst hätte dieses dumme Tier noch geredet“.

Die zweite Phase nach der Entwicklung, die wir *Moderne* nennen, ist dort zeitlich zu lokalisieren, wo menschliche und tierische Arbeitskraft durch Maschinen ergänzt und ersetzt wurden. An die Stelle der rhythmisch gestalteten Produktivität der Natur trat die Produktivität der industriell organisierten Arbeit. Die technisch-industrielle Produktion löste das Zeiterleben von der Natur. Zeit wurde nicht mehr an konkreten Erlebnisinhalten bzw. an anschaulichen Erfahrungen festgemacht, sondern weitgehend als von Ereignissen losgelöst verstanden. Auf den Erziehungsbereich bezogen, heißt das: Die Schule beginnt situationsunabhängig um 8.00 Uhr und nicht zum Beispiel, wenn es hell oder wenn alle Schüler da sind, wie dies noch in ähnlicher Form vom Kirchgang in Südtirol aus dem letzten Jahrhundert berichtet wird, wo das sonntägliche Glockenläuten zum Gottesdienst erst dann einsetzte, wenn der am weitesten entfernt wohnende Bauer

auf dem Hügel von der Kirche aus gesehen werden konnte.

Technik und Ökonomie setzen den Takt – die Wiederkehr des Gleichen – an die Stelle der rhythmischen Gliederung des Werdens und Vergehens. Nicht mehr natur- und aufgabenbezogene Rhythmik bestimmen in der Moderne das Leben, sondern die Eigendynamik des Ökonomischen und des Mechanischen. Die „Zeit“ und die Zeiteinteilung werden an das abstrakte Medium Geld gekoppelt, sie werden kapitalisiert. Die Verrechenbarkeit von Geld und Zeit – „Time is money“ – macht die Zeit zur knappen Ware und fördert damit die Beschleunigung der Arbeits- und Lebensverhältnisse.

Das Zeitmuster des Taktes wird zum beherrschenden zeitlichen Organisationsprinzip. Chaplin hat für dieses Leben auf die Minute in „Modem Times“ die treffenden Bilder gefunden. Die Maschine liefert das Zeitmaß, an diesem gilt es sich primär auszurichten und nicht mehr an den Rhythmen des Lebendigen. Der „Fortschritt“ als eine auf Zukunft gerichtete Heilserwartung bestimmt die temporale Lebensform. Die unendliche Ausdehnung in die Zukunft hinein macht „Zeit“ grenzenlos teilbar und zerstückelbar. Zeit lässt sich quantifizieren. Zeiträume lassen sich planen. In dem häufigen und verbreiteten Gebrauch von Uhren, von Kalendern, von Fristen und Zeitnonnen entwickelt sich dieses primär geldbestimmte Zeitverständnis schließlich zum dominierenden sozialen Ordnungsprinzip des Alltags. Der immer wiederkehrende Blick zur Uhr macht etwas davon deutlich, wie wir mit Zukunft rechnen und die Gegenwart dafür opfern, wie wir aus unserer Zeitkultur eine arithmetische Zeitkultur machen.

Die folgende chassidische Geschichte problematisiert dieses Zeitverständnis: *„Der Rabbi sah einen auf der Straße eilen, ohne rechts und links zu schauen. ‚Warum rennst du so?‘ fragte er ihn. -- ‚Ich gehe meinem Erwerb nach‘, antwortete der Mann. -- ‚Und woher weißt du‘, fuhr der Rabbi fort zu fragen, ‚dein Erwerb laufe vor dir her, dass du ihm nachjagen musst? Vielleicht ist er dir im Rücken, und du brauchst nur innezuhalten, um ihm zu begegnen, du aber fliehst vor ihm!‘“*

Eine historisch gänzlich neue Produktionsform entsteht im 17. Jahrhundert: die Fabrikarbeit. Das Zeitbewusstsein wird von der Knappheit der Zeit bestimmt, „Zeit“ wird eine „ausbeutbare Ressource“. Die Messtechnik dominiert das menschliche Zeitverhalten. Sie wird immer präziser und die Zeitplanung immer kleinteiliger. Die Stechuhren, die Terminpläne, die Fabriksirenen zerhacken die fließende Zeit. Die zeitlichen Ordnungsleistungen werden durch die streng geregelten Arbeitszeiten und zunehmend auch von den vielfältigen Konsum- bzw. Medienangeboten erbracht. Die Werbung für das Mittwochslooto aus den siebziger Jahren macht es offensichtlich: *Montags kommt der Spiegel, dienstags kommt Dallas, mittwochs kommt das Glück.*

Die Abkoppelung der Zeitorientierung von den kosmischen und den natürlichen Vorgaben führt dann schließlich dazu, dass Regeln (zum Beispiel in Tarifverträgen, in Betriebsordnungen, durch Arbeits- und Verwaltungsgerichte usw.) entwickelt werden (müssen), die die Menschen vor den negativen Effekten einer naturfernen Zeitordnung schützen. Kaffeepausen, Urlaub, Freizeit, Fünftagewoche, all dies sind Errungenschaften einer Gesellschaft, die die Zeit und ihre Strukturierung selbst in die Hand genommen hat. Letztlich haben wir unseren Güterwohlstand diesem Perspektivenwechsel zu verdanken – aber auch unseren Zeitnotstand. Die Ablösung der Naturrhythmen durch den menschengemachten mechanischen Takt hat uns zu neuen Horizonten der Freiheit

geführt – jedoch um den Preis wachsender funktionaler Abhängigkeiten. Wir sind heute weitgehend unabhängig von den Folgen der Naturgewalten, dafür abhängiger vom Ölpreis. Unsere Erlösungs-Hoffnungen richten sich nicht mehr auf die Ewigkeit, sondern auf die rechtzeitige Auszahlung unserer Lebensversicherung.

3. Das postmoderne Zeiterleben

Eines Tages, es ist noch nicht allzu lange her, entdeckte man, dass „Flexibilisierung“ der richtige Name für das sei, woran es uns noch fehlt. Dies war der Anfang vom Ende taktmäßiger Zeitordnung.

Das Zeitalter fremdbestimmter und fremdgesteuerter Pünktlichkeitsmoral geht heute seinem Ende entgegen. Die Zeitorganisation wird zum individuellen Problem und damit zur Aufgabe der Selbstdisziplinierung. Untrügliches Zeichen dafür ist das offensichtliche Verschwinden öffentlicher Uhren. Geht man in Frankfurt vom Hauptbahnhof zu Fuß ins Bankenviertel, durchquert man einen uhrlosen, aber keinen zeitlosen Raum. Weder an den Litfaßsäulen, noch an den U-Bahneingängen und auch nicht mehr an den vielen Geschäftshäusern findet man Orientierung in der Vergänglichkeit des Tages. Man muss selbst eine Uhr besitzen. Dies wird als Normalität vorausgesetzt. So kommt es zu dem bedauerlichen Sachverhalt, dass wir alle zwar einen Zeitmesser, aber dafür keine Zeit mehr haben.

Wir sind – dies kann man bereits bei dem weitsichtigen Novalis nachlesen – „aus der Zeit der allgemein geltenden Formen heraus“. In dieser gegenwärtigen historischen Phase, die man meines Erachtens mit guten Gründen Postmoderne nennen kann, befreien wir uns von der zeitlichen Orientierung am mechanischen Weltbild des Uhrwerks und des regelmäßigen Taktes. Dafür werden Leitbilder des Nicht-Linearen, des Chaos, der Diskontinuität, der Zeitvielfalt für uns sinnbestimmend. Konkret heißt das, dass die Bindung an äußere Zeitgeber generell verringert wird und zwar zugunsten individueller zeitlicher Orientierungsmaße. Diesem Sachverhalt haben die Wecker, von denen es mehr als Einwohner in unserer Republik gibt, ihren Siegeszug in die Schlafzimmer der Nation zu verdanken. Die Flexibilisierung der Arbeits- und der Lebensverhältnisse hat sie unverzichtbar gemacht. Wir erleben es heute mehrheitlich als Freiheitsgewinn, jeden Abend neu entscheiden zu können, wann man am nächsten Morgen das Bett verlässt. Dafür zahlen wir einen Preis. Die Entroulinisierung sozialer Zeitorientierung belastet uns mit zusätzlichem Entscheidungsstress. Wer heute guten Gewissens aus dem Bett steigt oder dieses aufsucht, braucht ein Motiv. Das schlichte Naturereignis, dass die Sonne unter- oder aufgeht, reicht nicht mehr aus – nicht einmal mehr, um unsere Kinder von dem Spiel mit dem schnellsten Haustier, der Computermouse, loszureißen. Jahrtausendlang hat die untergehende Sonne der Menschheit den Weg in völlig unproblematischer Art und Weise ins Bett gewiesen, und die aufgehende Sonne hat sie dazu motiviert, es wieder zu verlassen. Die letzten 40 Jahre hat, wenigstens was den Beginn der Nachtruhe betraf, der Sendeschluss des Fernsehens diese Funktion übernommen, und jetzt, wo die Sender keinen Sendeschluss mehr kennen, müssen wir täglich neu entscheiden, wann wir uns zur Ruhe begeben. Die Orientierung an der Natur wurde von der des Taktes (des Sendetaktes) abgelöst und diese wiederum von der Notwendigkeit, das Zeitmaß der Orientierung selbst finden zu müssen.

Wird der Raum durch das Prinzip des „Überall“ lückenlos besetzt, so die Zeit durch die Pausenlosigkeit des „Immer“. Die Erfindung des elektrischen Lichtes hat die Nacht erleuchtet. Die wochentags-unabhängigen Supermärkte haben die Markttage, die ehemals die Wochen und Monate strukturieren, abgelöst. Die Veränderung der Ladenöffnungszeiten verführen zum Dauerkonsum. Die Freizeitindustrie und das Telebanking haben den Sonntag bereits seit längerem säkularisiert. Die beschleunigten Transportmöglichkeiten setzen die Jahreszeiten außer Kraft, und dies u.a. mit der Folge, dass Weihnachtsgeschenke das ganze Jahr über zum Verkauf angeboten werden und dass sich so mancher Tourist im Hochsommer „Stille Nacht, heilige Nacht“ von der Musik erbittet, warum auch nicht, wenn frischer Spargel auch im Dezember zu erwerben ist. Ständig, das scheint das Ideal zu sein, soll alles per Kopfdruck zur Verfügung stehen, unabhängig von Tageszeiten, von Wochentagen und Jahreszeiten, jederzeit fertig und abgelöst von der sozialen und der natürlichen Rhythmik des Lebendigen. Wir fangen nicht mehr an, wir hören nicht mehr auf, wir tun immer vieles zur gleichen Zeit und das dann möglichst rasch.

Dies alles wird als Fortschritt gefeiert, zumindest als solcher akzeptiert. Es ist zweifelsohne auch einer, da wir durch ihn u.a. von Hunger, Dunkelheit und erzwungener Sesshaftigkeit befreit wurden und weil er uns viele Möglichkeiten des Handelns eröffnete, die früheren Generationen verschlossen bleiben. Aber diese Entwicklung zieht eine Schleppe von allerlei Missliebigkeiten nach sich, die wir „Nebenfolgen“ zu benennen gelernt haben. Wir sind Nomaden zwischen unterschiedlichen Zeitanforderungen und verschiedenen Zeitmustern, die es gilt, mit relativ viel Zeitaufwand täglich, ja stündlich, zu koordinieren und zu balancieren. Das Problem, an dem wir alle in dieser verschärften Moderne laborieren, ist der Sachverhalt, dass die erwünschte zeitliche Flexibilität durch eine prinzipielle Vorgabe, also eine Meta-Ordnung, abgesichert werden muss; d.h., Flexibilität braucht ein orientierendes Maß, das stabil bleibt, also nicht flexibel ist. Die Natur, die Kirche, soziale und einflussreiche Menschen haben dies in der Vormoderne und in der Moderne bis in unser Jahrhundert hinein geleistet. Ihre Orientierungsfunktionen finden heute kaum mehr Anerkennung. Jaques Delors hat darauf aufmerksam gemacht, als er behauptete, nicht alle Deutschen glaubten an Gott, aber alle an die Bundesbank (und neuerdings an die Europäische Zentralbank).

Wir leben in einer beschleunigt bewirtschafteten Zeit, d.h. in einer aufgeregten Zeit. Aber das Geld, mit dem wir unsere Entscheidungen über Zeit gerne koppeln, lädt uns das Problem des Maßes in verstärkter Art und Weise auf, es erlöst uns nicht von ihm. Geld kennt kein „genug“, es ist inhaltsleerer Tauschwert. Nur das, was ich mit dem Geld mache, kaufe, unternehme (das ist der Gebrauchswert), kann Kriterien für das „Genug“ abgeben. Wenn man aber die Gleichung „Zeit ist Geld“ aufstellt, dann gilt die Maßlosigkeit neben dem Geld auch für die Zeit. So kommt es, dass, völlig losgelöst von inhaltlichen Bestimmungen, in unserer Gesellschaft mehr Schnelligkeit, höhere Beschleunigung, gesteigerte Zeitgewinne für fast alle Lebensbereiche gefordert werden. Was mit der gewonnenen Zeit schließlich gemacht wird oder gemacht werden soll, steht nicht zur Debatte. So führt der Beschleunigungsdruck zu noch mehr Zeitsparanstrengungen. Denn die gewonnene Zeit wird dazu genutzt, noch mehr Zeit zu gewinnen. Es gibt bei dieser Spirale kein Ende, weil's kein Genug gibt – es sei denn das Ende aller Zeit, der Tod, setzt ihr ein gewaltsames. Dann ist's wirklich genug. Ein führender Wirtschaftsmanager hat vor nicht allzu langer Zeit im „Spiegel“ behauptet: In Zukunft wird es nur noch

zwei Arten von Unternehmen geben: die schnellen und die toten. Er hat dies als Mahnung verstanden, noch schneller zu werden. Vor lauter Schnelligkeit ist er nicht dazu gekommen, Schiller zu lesen. Der nämlich prophezeite: „*Das langsamste Volk wird all' die schnellen, flüchtigen, einholen*“. Schöne Aussichten!

Heute ist das Muster der rationalen Zeitbewirtschaftung in Turbulenzen geraten. Wir spüren, dass wir uns mit dem Gewinn an neuen, bisher ungeahnten Möglichkeiten auch immer neue Entscheidungsprobleme zusammenrasen. So kommt es zu dem lästigen Zustand, dass man immer mehr Zeit braucht, um mehr Zeit zu haben. Häufig ist unser Leben nur mehr eine fortwährende Ablenkung, die, wie Kafka das vorausahnend formulierte, „nicht einmal zur Besinnung darüber kommen lässt, wovon sie ablenkt“. Man sieht, auch dies ist ein Fortschritt, der bei näherem Hinsehen nur halb so groß ist, wie auf den ersten Blick aussieht. Bestes Beispiel dafür ist er Computer. Er ist eine Zeitsparmaschine, die viel, sehr viel Zeit kostet.

Die Idee des Fortschritts, nach der Europa zirka 250 Jahre gelebt hat, ist heute erschüttert. Wir wissen: Morgen geht gestern nicht weiter. Aber wir wissen auch nicht: Wie soll's weitergehen? Alle leben wir heute auf eigene Gefahr.

Orientierung ist notwendig. Zunehmend wird dieser Bedarf auch angemeldet. Die Enttraditionalisierung, d.h. die Ablösung von sozial verbindlichen Zeitvorgaben, belastet die Individuen mit zeitaufwendigen Koordinations- und Integrationsaufgaben. Der Fremdzwang wird zum Selbstzwang. Die Abhängigkeiten von der Zeit sind letztlich nicht weniger, sie sind nur anders geworden. Der Ertrag eines Bauern hängt heute nicht mehr von seiner Arbeitsleistung, auch nur mehr in geringem Maße von der Fruchtbarkeit des Bodens ab, er wird von den Manipulationen an den Warenterminbörsen bestimmt. Weit mehr Angst als vor einem Crash durch ein Erdbeben haben wir vor dem an Finanzmärkten.

Mit Hilfe von Zeitmanagementseminaren, durch Zeitplanbücher und Terminkalender, jetzt auch in elektronischer Ausführung, werden Orte und Zeiten gesucht, in und an denen man verweilen kann, die dem raschen Veränderungsprozess entzogen sind. Und trotzdem kommen wir vor lauter Schnelligkeit immer häufiger zu spät. Die Unsicherheiten nehmen überall zu, die Orientierungsprobleme wachsen, Selbstüberforderungssymptome werden allerorten offensichtlich. Befreit von Zeitzwängen landen wir schließlich bei anderen Zeitzwängen. Alle müssen wir – auch wenn wir nicht wollen – zu Zeitexperten werden. Dieser Text will seinen Teil dazu beitragen.

Wir versuchen, durchs Denken über Zeit und durchs Organisieren der Zeit aus den Zwängen der Zeit herauszukommen. Das wird nicht gelingen. Denn das Denken über Zeit und das Organisieren von Zeit ist seinerseits infiziert von jener Zeithetze, der wir eben damit zu entfliehen versuchen. Indem wir die Zeit analysieren und organisieren, treiben wir die Zeit und uns voran. Unser modernes Zeitverständnis löst uns nicht von der Herrschaft der Zeit, sondern vollstreckt eben diese Herrschaft, die manchmal zur Tyrannei wird. Darauf machte bereits Goethe aufmerksam, der in seinen „Maximen und Reflexionen“ mahnte: „Mit Ungeduld bestraft sich zehnfach Ungeduld; man will das Ziel heranzieh'n und entfernt es nur“.

Wenn das, was gilt, nur auf Zeit gilt, herrscht die Zeit über alles, was gilt, denn alles wird

veränderbar und letztlich unhaltbar. Der Entwertungsprozess von Traditionen, von Weltanschauungen liefert uns alle an den Fundamentalismus der steten Veränderung aus. Hat man einmal mit Veränderungen angefangen, lassen sich diese auch beschleunigen. Die Philosophie der postmodern gewordenen Industriegesellschaft heißt: „Es gibt keine feste Wahrheit mehr, sondern nur eine, die permanent, und dies immer rascher, unterwegs ist“. Der Irrtum liegt jedoch darin, dass eben diese Überzeugung eine feste Wahrheit voraussetzt – nämlich die steter Bewegung und rascher Veränderungen, letztlich also die des Handels mit Zeit. Nur die Heiligung der Zeit, d.h. die Stillstellung der permanenten Bewegung, erlöst uns von der Zeit, von Zeitdruck und dem Gefühl, etwas zu verpassen. Man muss das Zeitliche – um von dessen Tyrannei erlöst zu werden – bereits zu Lebzeiten segnen.

„Denn das gerechte Leben“, so eine Weisheit Epikurs, „ist von Unruhe am freisten. Das ungerechte aber ist voll von jeglicher Unruhe“. Während wir uns mehrheitlich immerzu damit beschäftigen, noch schneller zu werden, sind die Langsamen vielleicht schon am Ziel, an dem die Schnellen immer wieder vorbeilaufen, so wie jene, die, weil sie sich verirrt haben, ihre Schrittgeschwindigkeit erhöhen und dabei häufig tiefer in jenen Wald hineingeraten, aus dem zu fliehen sie versuchen.

Publikationen:

- *Kh. A. Geißler/F.M. Orthey: Der große Zwang zur kleinen Freiheit. Berufliche Bildung im Modernisierungsprozess (Hirzel Verlag 1998)*
- *Kh. A. Geißler: Vom Tempo der Welt. (Herder Verlag 1999, 4. Auflage 2000)*
- *M. Schneider/Kh. A. Geißler (Hg.): Flimmernde Zeiten. Vom Tempo der Medien (Hirzel Verlag 1999)*
- *Kh. A. Geißler: Lernprozesse steuern. (Beltz Verlag Weinheim, 2. Auflage 1999)*

Interview mit Karlheinz A. Geißler
geführt von Stefan Tolksdorf

„Nicht wir haben die Zeit, die Zeit hat uns“

Zur Veränderung unseres Zeit-Bewusstseins an der Jahrtausendschwelle

Seit Einstein wissen wir um die Relativität der Zeit und unterwerfen uns dennoch ihrem Absolutheitsanspruch. Wir verneinen, die Zeit mittels Atomuhren auf die millionste Sekunde beherrschen zu können und fesseln uns doch täglich an die Armbanduhr. Die häufigste Klage: Keine Zeit! Dabei: Wer lebt hat Zeit. Etwas scheint sich zu verändern in unserem Zeit-Bewusstsein. Stehen wir nach der Jahrtausendwende tatsächlich an einer Zeit-Schwelle? Der Münchner Soziologe Karlheinz A. Geißler ist davon überzeugt. In dem Buch „Vom Tempo der Welt“ postuliert er das Ende der Uhrzeit.

Frage: Wie stellen wir uns den ersten Menschen vor, der über zu wenig Zeit klagte?

Geißler: Das war der erste Mensch, der auf die Uhr geschaut hat. Der Anfang der Zeit in unserem Sinne ist der Anfang der Uhr-Zeit. Erst seitdem wir Zeit messen, lässt sich die Menschheit in Pünktliche und Unpünktliche, in Gehetzte und weniger Gehetzte unterteilen, geraten wir in Zeit-Not.

Frage: Ist die Zeitmessung nicht ein Urbedürfnis des Menschen?

Geißler: Keineswegs. Bis ins 14. Jahrhundert haben nur einige wenige ein Verständnis von Zeit gehabt, das über die zyklische Wahrnehmung des Jahreslaufes hinaus ging. Im Alltag wurde Zeit nicht gemessen. Sie galt als Gabe Gottes und wurde auf Tod und Ewigkeit hin interpretiert.

Frage: Das heißt, was wir heute „Zeit“ nennen, ist ein Produkt der kapitalistischen Mehrwertproduktion.

Geißler: Exakt. Erst als Zeit in Geld verrechnet wurde, war es nötig, sie einzuteilen, entstand, was wir Zeit-Druck nennen.

Frage: Wie unterscheidet sich unsere heutige Zeitmessung etwa von der im antiken Mesopotamien?

Geißler: Die damaligen Menschen lebten mit einem kultischen Zeit-Verständnis; wenn sie Himmelsbeobachtungen machten, geschah dies, um sich einer kosmischen Gesetzmäßigkeit zu versichern, nicht um die Zeit zu beschleunigen oder sie effektiver zu nutzen. Die kosmische Verlässlichkeit wurde durch regelmäßige Opferhandlungen aufrecht erhalten, die wiederum eine gewisse Zeit-Koordination erforderte. Das war die Sache weniger Eliten. Das letzte Überbleibsel der kultischen Zeit ist übrigens unser

Sonntag – und auch der wird bald verschwinden.

Frage: Wir leben heute unter dem Paradigma der mechanischen Zeit, sind mehr dem Takt als dem Rhythmus verpflichtet. Können wir uns der Herrschaft der Uhr-Zeit noch dauerhaft entziehen?

Geißler: Wir sind gerade dabei. In der Dienstleistungsgesellschaft können wir mit unserer Zeit zunehmend flexibler umgehen. Nicht mehr die Werksirene entscheidet über den Beginn der Arbeit, sondern der Arbeitnehmer selbst. Kein Arbeiter des vergangenen Jahrhunderts hatte so viel „Freizeit“ wie wir.

Frage: Wie ist es dann möglich, dass die Lieblingsklage des westlichen Menschen immer noch lautet: „Ich habe keine Zeit“?

Geißler: Weil viele die Zeit gewohnheitsmäßig taktförmig organisieren wollen und zu viel in sie hineinpacken. In den Zeiten kaum überbietbarer Beschleunigung hat sich das Effizienzdenken des Frühkapitalismus ins Absurde gesteigert: Immer mehr schaffen in möglichst wenig Zeit, und am besten noch parallel. Das Dilemma ist: Wir haben nicht zu wenig Zeit – genau genommen eine absurde Wendung. Wir haben einfach zu viel zu tun. Durch Rationalisierung gewinnen wir immer mehr Zeit und verwenden sie darauf, noch effizienter mit ihr umzugehen. Ein Paradox.

Frage: Liegt es denn daran, dass wir den außerökonomischen Wert der Zeit verloren haben?

Geißler: Die Reduktion des Zeitdrucks ist immer eine Verzichtleistung auf Erfahrungen, Erlebnisse und Güter. Ein Wirtschaftssystem, das auf Maximierung der Güterproduktion durch Beschleunigung und „Zeitmaximierung“ setzt, wird kaum den Wert der „Lange-Weile“ fördern, sondern bestrebt sein, jeden Rest Freizeit mit weiteren geldwerten Gütern auszustopfen.

Frage: Wie kommen wir aus diesem Dilemma heraus?

Geißler: Die vom Arbeitgeber bestimmte Zeitspanne hat sich verkürzt. Doch in der gewonnenen Freizeit lassen wir uns weiter fremdbestimmen: durch den Konsumzwang. Es ist doch kein Zufall, dass es in demselben Jahr Arbeitszeitverkürzung gab, als die Kabel fürs Privatfernsehen gelegt wurden. Mechanismen des Arbeitslebens wie Innovationsdruck, effiziente Planung und Konkurrenz schleppen wir in unsere Freizeit. Eine weitere Paradoxie: Wir schaffen uns Zeitspar-Geräte an, mit denen wir uns sehr lange beschäftigen. Ein Beispiel ist der Computer. Oder das Auto: Je schneller wir fahren, umso öfter und weiter fahren wir. Wir benutzen „gewonnene Zeit“, um weiter zu fahren. Das heißt, das Auto ist das beste Instrument, die Zeit, die wir „gespart“ haben, wieder zu vergeuden.

Frage: Noch einmal: Wie kommen wir aus diesem Dilemma heraus?

Geißler: Der Wohlstandsindikator der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung ist ein Güterwohlstand. Wir sollten in diese Rechnung „Zeitwohlstand“ als Kriterium einbeziehen. Zwar gehört Freizeit längst zu den Hauptwerten unserer Gesellschaft, nicht aber

die konsumfreie Zeit. Das hat auch mit der Angst zu tun, mit sich selbst, seiner persönlichen Zeitlichkeit, also mit seinem Tod konfrontiert zu werden. Wir leben, als ob es dieses Ende nicht gäbe, müssen uns ständig davon ablenken. Die Wirtschaft stellt dafür genug geldwerte Möglichkeiten zur Verfügung.

Frage: Das heißt, ein anderes Bewusstsein für Zeit ist abhängig von einem neuen Selbst-Bewusstsein?

Geißler: Genau das. Wir müssen wieder lernen, unseren inneren Rhythmus zu folgen, auch verschiedene Möglichkeiten der Zeiterfahrung auszutesten. Beim intensiven Lesen vergessen wir die Zeit, und in der Meditation dehnt sie sich mitunter bis zur Ahnung von Ewigkeit. Aber was tun wir: Wir schalten den Fernseher ein und lassen uns von der Uhr der Tagesschau und den Programmzeiten beherrschen

Frage: Es bedürfte also neuer Wertvorstellungen?

Geißler: Verfügbare Zeit sollte die Zeit sein, über die nicht verfügt wird. Wir sollten uns bewusst machen, dass wir die Zeit nicht haben. Die Zeit hat uns. Nicht umsonst haben ihr die Griechen die Gestalt eines Gottes, Chronos, gegeben. An die Stelle der Chronologie, des gnadenlos rasenden Zeitpfeils, müsste wieder der „Chairos“ treten, das intensiv erlebte Jetzt. Das setzt einen bewussteren Umgang mit den eigenen Erlebniskräften voraus: eine klarere Wahrnehmung unserer tieferen Bedürfnisse. Wir müssen lernen, uns wieder als Naturwesen zu fühlen. Am besten können wir das in der äußeren Natur, deren Rhythmen uns in der technoiden Zeit verloren gehen. Das heißt aber auch, sich mit seiner eigenen Sterblichkeit zu konfrontieren. Viele tun das nur, wenn sie plötzlich Ruhe haben, wenn die Maschine nicht mehr läuft. Nach dem ersten Herzinfarkt.

Frage: Die potentiell nicht fremdbestimmte Freizeit bleibt weitgehend von den Werten der Arbeitsgesellschaft geprägt. Kann es zum Umdenken kommen, wenn die Arbeitszeit weiterhin unter dem Diktat der Beschleunigung steht?

Geißler: Wir erleben doch, wie die Beschleunigung in vielen Bereichen, etwa dem Informationstransport, an ihre Grenzen stößt. Schneller als mit Lichtgeschwindigkeit geht es einfach nicht mehr. Und wenn es zu schnell geht, kollabiert das System, wie wir gesehen haben, als an der New Yorker Börse alle Daten auf einmal in „Echtzeit“ übermittelt wurden. Prinzipiell stellt sich die Frage, ob sich der Kapitalismus nicht selbst auflöst, wenn er alle Zeit in Geld verrechnet. Er hat bisher versucht, die Folgen der Beschleunigung durch erneute Beschleunigung zu kompensieren. Mit der Lichtgeschwindigkeit haben wir aber die natürliche Grenze der Beschleunigung erreicht.

Frage: Wir leben also tatsächlich in einer Wendezeit. Welche Entwicklungen sehen Sie voraus?

Geißler: Es gibt nur zwei Lernmöglichkeiten: Schock oder Einsicht. Entweder das System kollabiert oder es findet auf Grund von inneren Zwängen zu einem neuen menschlicheren Zeitverständnis. Ich vermute, bald wird eine breite Diskussion über die Folgen der Beschleunigung beginnen. Zum Beispiel werden die steigenden Krankheitskosten als Kosten der Beschleunigung erkannt: Vom Autounfall bis zur Herzkrankheit. Wir

müssen endlich eine saubere Kostenrechnung machen. Zum Beispiel BSE – ein Produkt der Beschleunigung. Wenn sie die Folgekosten denen zurechnen, die sie verursacht haben, gäbe es keinen Bauer mehr in England.

Frage: Das heißt der Zwang der Verlagerung ist für das System des Kapitalismus lebensnotwendig?

Geißler: Wir müssen zu den Naturrhythmen zurück, denn nur diese verursachen keine Kosten. Wenn man ein Rind entsprechend seines Naturrhythmus mäset, verursacht es keine Zusatzkosten, sondern Gewinn. Ökologische Probleme sind nicht nur, wie man lange annahm, Raumprobleme. Es sind Folgen der Beschleunigung. Wenn wir etwa die Zeitmuster der Bodenregeneration einhalten würden, hätten wir kein Erosionsproblem. Flüsse werden beschleunigt, ohne auf den Rhythmus des Rückflusses zu achten. Die Folge: Mehr Hochwasserkatastrophen. Die dadurch entstandenen Schäden werden über Versicherungsprämien abgearbeitet, die folglich immens steigen. Das muss doch zu einem Umdenken führen.

Frage: Ein humaneres Zeitverständnis ist die Bedingung für eine tragfähige Ökologie. Spüren Sie denn schon Lernerfolge?

Geißler: Noch verlagern wir unsere Probleme weiter in die Entwicklungsländer, deren gewachsene Lebensrhythmen wir wiederum unverantwortlich beschleunigen. In Uruguay habe ich von Bauern erfahren, dass ihre jahrzehntelang zur Rindermast benutzten Felder jetzt zu Eukalyptushainen werden. Eukalyptusbäume sind in zehn Jahren reif für die Papierindustrie. Das kann man auf dem Boden viermal machen, dann ist er ruiniert. Das verbreitete Denken ist: „Wenn wir so schnell werden wie die Europäer, werden wir auch so reich wie sie.“ So wird es nicht gehen.

Frage: Und die Monopolisten geben dann ihr eigenes Tempo vor. Ich sehe noch keinen Ausweg aus der Spirale.

Geißler: Es gibt Ansätze. Zur Zeit überlegt man, wie das hochbeschleunigte Finanzsystem sich wieder stabilisieren lässt. Die New Yorker Börse macht jetzt eine halbe Stunde Pause, sobald der Dow-Jones-Index fällt, mitunter wird der Handel sogar abgebrochen. Dann wieder ein starres Festhalten am Gewohnten. Das Dümme, was die Deutsche Bahn gemacht hat, ist ihre Persönlichkeitsoffensive, denn es ist ein Naturgesetz, dass die Verspätungen zunehmen, je schneller die Züge sind. Außerdem sollte man nicht die Verspätung des Zuges berechnen, sondern die Leute zählen, die den Zug noch erreichen, gerade weil er zu spät kommt. Die Bahnhöfe und Flughäfen von morgen kennen keine Uhren mehr. Wenn immer mehr dazwischen kommen kann, wird das Mobiltelefon allmählich wichtiger als die Uhr. Swatch hat gerade eine Internetzeit erfunden: Man verabredet sich nach Bites – einem weltweit gleichen Zeitmaß. Die Rahmenbedingungen verändern sich rapide. Der Mensch von morgen wird mit einer ungeheuren Zeitvielfalt leben.

Frage: Welche Konsequenzen hat das für die Gesellschaft?

Geißler: Wir werden zu einer Stand-by-Gesellschaft ohne feste Arbeitszeiten: Eine

flexible Mischung aus Aktivität, Pausen und Langeweile. Der Sonntag und mit ihm die Wochenstruktur wird bald durch das Internet aufgelöst. Die Therapie- und Entspannungsangebote werden weiter wuchern und die Kirchen ihre Attraktivität möglicherweise als Anbieter von Ruheräumen zurückgewinnen. Wir werden schon in den Schulen lernen müssen, mit der neuen Zeitvielfalt umzugehen; den Tag und die Woche zu organisieren, dass keine vitalen Lebensbedürfnisse zu kurz kommen. Wer diese Planungskompetenz nicht hat, sich weiter vom Fremdtakt bestimmen lässt und stur nur einem Zeitmuster folgt, wird ins Hintertreffen gelangen. Systeme, die mehr zeitliche Vielfalt haben, leben einfach länger. Das gilt für die Volkswirtschaft wie für den Organismus. Wir müssen eine Pausen- und Ruhekultur entwickeln etwa um „Sabbatjahre“ zu erarbeiten (alle fünf Jahre ein Jahr aussteigen). Und eine Kultur des Wartens. Was tun gemeinhin Menschen, die warten müssen? Sie schauen ständig auf die Uhr. Ich habe meine Bücher beim Warten geschrieben. Was ist gegen Meditationsräume und Mittagsschlafzeiten in großen Firmen zu sagen. Sie würden die Effizienz erheblich steigern.



Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.
Bundesvorsitzende: Birgit Lohmann
Geschäftsstelle c/o Annina Büchner, Ulanenstraße 20, 40468 Düsseldorf
Fon: 0211/453316, Email: kontakt@dvb-fachverband.de
www.dvb-fachverband.de